

## Avantgarde in Architektur und Technik

Heraeus in Hanau entwickelte sich von einer kleinen Platinschmelze zum Weltkonzern

Von Detlef Sundermann

HANAU. Keimzelle, Eckpfeiler des Unternehmens – all diese symbolischen Bedeutungen treffen für den Eckbau des Hanauer Edelmetallkonzerns W.C. Heraeus zu. Das 150 Jahre alte Familienunternehmen wurde gegründet von dem erfinderrischen Pharmazeuten und Chemiker Wilhelm Carl Heraeus, der die Einhorn-Apotheke mitten in Hanau besaß. Er entwickelte in seinem Labor 1856 eine Methode zum Schmelzen von Platin und gründete die „Erste Deutsche Platinschmelze“. Die Pflendherei rückte zunehmend in den Hintergrund.

Im Jahr 1894 errichteten die Söhne des Firmengründers, Wilhelm und Heinrich, an der Stelle des heutigen Eckgebäudes vor den Toren der Stadt eine Fabrik für keramische Goldfarben. Von dieser Anlage ist allein der Schlot des einstigen Maschinenhauses übrig geblieben. Das heutige Firmengebäude ist vermutlich in den 20er Jahren entstanden. Den markant herausragenden Turm bezeichnet Peter Schirmbeck, Leiter des Stadt- und Industriemuseums Rüsselsheim und Planer der Route, als „ein Wahrzeichen der Industriearchitektur der Stadt Hanau“.

Diese Bedeutung wurde 1976/77 mit der Sanierung und Aufstockung des Gebäudes verstärkt. Der Turm erhielt damals von dem Frankfurter Architekten Klaus Peter Heinrici eine ungewöhnliche Haube aufgesetzt, die durch eine inzwischen grün angelaufenen, kantige Kupferhaut und ein vertikales Oberlichtband besticht.

Das Gebäude ist ein Beleg für architektonische Avantgarde, die sich von der historischen Substanz absetzt und keinen Versuch unternimmt, sich in den Stil des ausgehenden 19. Jahrhunderts einzuschmei-

cheln. Die Erweiterung ist deshalb deutlich an einem dunkleren Klinker zu erkennen. Ebenso verzichtete man bei der Fensterform und der Fassadengliederung auf eine baugeschichtliche Anknüpfung. Damit ist ungeachtet der baulichen Veränderung, die meist wirtschaftlichen Zwängen unterliegt – etwa den Platz auf dem Werks- gelände auszunutzen – kein Verlust des Ursprünglichen einher gegangen.

In dem fünfgeschossigen Haus befindet

sich immer noch in der unteren Etage ein Teil der Produktion von keramischen Farben. Die darüber liegenden Etagen enthalten die Büros der Heraeus-Holding, die fünf Unternehmen zusammenfasst. Heute arbeiten für den Konzern weltweit mehr als 9000 Menschen. Die Edelmetalle sind jedoch das Kerngeschäft geblieben.

■ Der Bau in der Heraeusstraße 12-14 in Hanau kann nur von außen betrachtet werden.



Dominant: der Eckturm des Heraeus-Gebäudes in Hanau, der eine Kupferhaube trägt.

## Feudaler Flügelbau mit proletarischer Fassade

Die ehemalige Maschinenfabrik Weinig in Hanau beherbergt heute Kleinbetriebe

HANAU. Manchmal bedarf es eines zweiten Blickes, um zu erkennen, welches architektonische Erbe vor einem steht. Ein solcher Fall ist das ehemalige Gebäude der Maschinenfabrik Weinig, das die Brüder gleichen Namens 1874 an der Hanauer Nordstraße hochziehen ließen. Im Hinblick auf die Energieversorgung war dies damals ein guter Standort. Hinter dem Haus fließt die Kinzig, die in der benachbarten Herrenmühle Mahlsteine und zwei Elektrodynamos in Bewegung hielt. Produziert wurden in der Fabrik einige Jahre lang Maschinen für die Möbeldindustrie, ab 1892 ließen dort die Brüder Weckmann eine Zeit lang Zigarren rollen.

Obgleich die Fabrik bei ihrer Erbauung in eine Art Gewerbegebiet stand, ließ sich der heute unbekannte Architekt von höfischer Architektur inspirieren. Das nahe Hanauer Schloss, von dem heute nur noch

der Garten erhalten ist, motivierte ihn offenbar zu einem repräsentativen Flügelbau. Allerdings stellt die seinerzeit für Industriebauten typischen Klinkerfassade ein Stilbruch proletarischer Natur dar.

Prägnant ist die dreigliedrige Struktur – Mittelbau und zwei Seitenflügel –, die unmissverständlich Hierarchien vermittelt. Die zwei Seitentrakte werden von dem Mittelbau, dem Sitz der Verwaltung, um eine Etage überragt. Die Fabrikation war in den Seitenbauten untergebracht. Orangerie-ähnliche Bogenfenster von rund drei Metern Höhe ließen ausreichend Licht in die Werkshalle. Die Fassade ist farblich und baulich gegliedert. Rötlicher Ziegel umfasst die Fenster und bildet vertikale Gliederungsbänder, die die Wände zwischen den Bogenfenstern der Seitentrakte weniger massiv erscheinen lassen. Überdies hebt der rote Ziegel die angedeu-

teten Architrave (Querbalken, die auf Säulen, Pfeilern oder Bögen liegen) hervor.

Einen einzelnen Nutzer des Gebäudes gibt es längst nicht mehr. Die einstige Maschinenfabrik beherbergt Kleinbetriebe: einen Antiquitätenladen, eine Schusterei und eine Polstererei. Einfache Wohnungen gibt es dort auch. In den rechten Trakt zog kürzlich die Frühförderung des Behinderten-Werkes Main-Kinzig für Kinder im Grundschulalter ein. Der Gebäudeflügel wurde zuvor entkernt, man zog eine Zwischendecke ein und schuf somit eine neue Binnenarchitektur.

Die Weinigsche Fabrik ist nicht nur ein Muster eines feudal anmutenden Industriebaus, sondern trägt auch Spuren der baulichen Verhöhnung durch die nachfolgenden Nutzer. Außenrolladenkästen an den Fenstern des Mittelbaus zeugten lange Zeit von nachlässigem Denkmalschutz genau wie die zu zwei Drittel zugemauerten Bogenfenster des linken Flügels, in dessen Mauerwerk noch moderne Einfenster Marke Baumarkt ruhen.

In den vergangenen Jahren fehlte es an jeglichem ästhetischen Fingerspitzengefühl bei Gesamtbild der Fassade. Ein denkmalschützerischer Lichtblick tut sich mit dem neuen Mieter im rechten Trakt auf. Die neuen Fenster mit dem dunklen Sprossenwerk, das eine Vielzahl von kleinen Scheiben enthält, vermittelt Authentizität.

■ Die frühere Maschinenfabrik Weinig steht in der Nordstraße 86 in Hanau nahe dem Schlossgarten. Durch die dortigen Kleinbetriebe kann sie nur bedingt von innen besichtigt werden.



Teilsaniert: Der rechte Flügel der ehemaligen Maschinenfabrik Weinig in Hanau hat seit kurzem neue Fenster.

## Heroisch und monumental

Die Arbeiter-Plastiken August Bischoffs am Hanauer Hafen

Von Ulrich Gehring

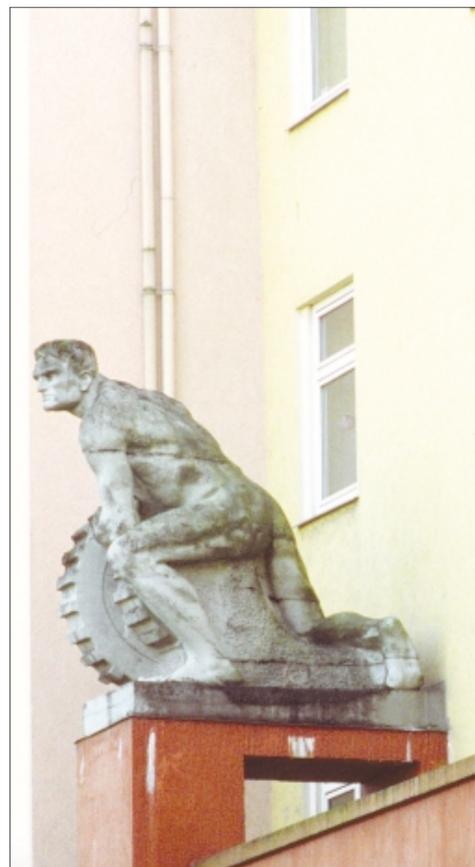
HANAU. Heute sieht man sie nur noch aus dem Augenwinkel, wenn man in Zug oder Auto den Hafenplatz passiert. Die zwei Monumentalfiguren des aus Hanau stammenden Frankfurter Bildhauers August Bischoff (1876 – 1965) beherrschten einst die Einfahrt zum Hanauer Hafen. Inzwischen ist der Platz davor vom Verkehr abgeschnitten, und große Bäume verdecken den Blick zur Fassade des mächtigen Häuserblocks mit den 3,50 Meter hohen, leicht bemoosten Nackten.

Der Bau bildete bis in die 60er Jahre hinein die wichtigste Hafenzufahrt. Winzig wirkende Lastwagen und Arbeiter passierten einst das Tor, über dem Skulpturen thronten. Diese erinnern in ihrer Monumentalität an Werke aus dem Dritten Reich. Dabei entstanden sie bereits in den späten 20er Jahren – als Krönung des unter SPD-Oberbürgermeister Kurt Blum erbauten Mainhafens.

Hanau kam spät zu seinem Hafen, der heute der wichtigste zwischen Frankfurt und Regensburg ist: Bei der Mainregulierung klappte zwischen Aschaffenburg und Frankfurt lange Zeit eine Lücke. Richard Schaffer-Hartmann von den Museen der Stadt erklärt, dass das Hafentor mit seiner teilweise vollplastischen Kolossalstützen-Ordnung bewusst das enorme Arbeitsbeschaffungswerk überhöhe – beim Ausheben des Hafenbeckens fanden in der Depression nach dem Ersten Weltkrieg bis zu 600 Menschen Arbeit.

In den Plänen für die künftige Route der Industriekultur Rhein-Main firmieren die Figuren als „Arbeiter der Stirn und der Faust“. Auch viele seit Jahrzehnten in diesem städtischen Wohnblock lebenden Menschen nennen sie so. In der NS-Ideologie von Volks- und Betriebsgemeinschaft war es ein gängiges Begriffspaar und wurde öfter künstlerisch umgesetzt. Im Hanauer Stadtarchiv aufbewahrte Zeitungsartikel aus der Nazi- wie auch der Nachkriegszeit bieten hingegen, zum Umfeld passend, die Deutung „Arbeit und Handel“ an. Kurt Blum hatte ein „Denkmal der Arbeit“ errichten wollen. Dargestellt sind beide Allegorien beinahe knieend. Trotz des grauen Betons, aus dem sie bestehen, scheinen sie irgendwie blond. Gussnähte hat der Künstler offenbar bewusst gelassen, ein modernes Element. Die linke Figur: vom Typ etwas jünger, dynamischer, ein Doppelzahnrad vorwärts treibend (Volksmund: „Käsroller“). Die rechte: wie ein Rodinscher Denker, den man von seinem undefinierbaren Sitzgestell halb in die Knie gezwungen hat, im Gegensatz zu seinem unbekleideten Widerpart mit einem Tüchlein überm Schoß.

Der Rüsselsheimer Kunsthistoriker Peter Schirmbeck verwies 1984 in seiner Dissertation darauf, dass die Idee von Arbeiter der Stirn und der Faust „in bürgerlichen Kreisen und bestimmten Richtungen der Arbeiterbewegung bereits vor dem Ersten Weltkrieg“ bestand. Sie gründet auf der in der arbeitstilligen Industrieperiode verstärkten Aufspaltung in Plänen und Ausführen, in Angestellten- und Arbeiterberufe. Sie lässt sich auch auf Handel und Produktion anwenden. Selbst um den

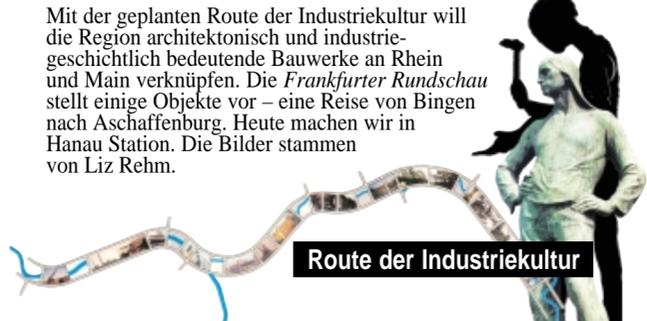


Klassengegensatz zu übertünchen, eignet sie sich. Eine Parallele findet Schirmbeck in Fritz Langs Film „Metropolis“ (1927), wo sich in einer pathetischen Massenszene Vorarbeiter und Unternehmer die Hand reichen. Die Deutsche Arbeitsfront des Dritten Reichs verkörperte diese Ideologie. Und die nationalsozialistische Lokalzeitung Kinzigwacht sah in den beiden Plastiken „gesunde Schönheit“, deutete sie als „Darstellung eines völkischen Symbols“ und „gutes Vorzeichen unserer Zeit“.

Schaffer-Hartmann spricht denn auch von präfaschistischem Ausdruck. Schirmbeck nimmt die zwei Großfiguren hingegen etwas in Schutz: Die Heroik des Arbeiterpaars weise zwar voraus auf die Kunst im Nationalsozialismus. Doch sei es nicht diesen Figuren und ihrem Urheber anzulasten, dass die Nazis später die Arbeiter so stark darstellen ließen, deren Gewerkschaften sie doch zerschlagen, deren Mitbestimmung sie abgeschafft hatten.

■ Die zwei Arbeiterfiguren stehen über dem früheren Einfahrtstor zum Hanauer Hafen am Hafenplatz.

Überlebensgroß: Die Arbeiter-Plastiken von August Bischoff aus den 20er Jahren flankieren die alte Einfahrt zum Hanauer Hafen.



Mit der geplanten Route der Industriekultur will die Region architektonisch und industriegeschichtlich bedeutende Bauwerke an Rhein und Main verknüpfen. Die Frankfurter Rundschau stellt einige Objekte vor – eine Reise von Bingen nach Aschaffenburg. Heute machen wir in Hanau Station. Die Bilder stammen von Liz Rehm.

## Bei allen Entscheidungen müssen die Finanzen bedacht werden

Der Frankfurter Stil: Statt nostalgischer Varianten sollten Industriebauten ohne öffentliche Hilfe revitalisiert werden

Von Petra Roth

Frankfurt ist eine neugierige Stadt. Die Frankfurterinnen und Frankfurter sind stets fasziniert vom Neuen, denn sie sind auf die Zukunft ausgerichtet. Was ist auch

Zu den Rahmenbedingungen bezüglich der Entwicklungsmöglichkeiten einer Pflege der Industriekultur, die im wesentlichen in ihrer historischen Ausprägung gedacht ist, gehören in Frankfurt in gleicher Weise die einschlägigen Gegengewichte.

Das sind die intakten, liebevoll gepflegten Stadt- und Dorfkern früherer Siedlungen, die jetzt lebendige Stadtteile sind. Das ist die wiederaufgebaute Alte Oper und die Ostzeile am Römerberg, wobei das eine Bauwerk für die Expansionsphase der Stadt in der Gründerzeit steht und das Ensemble für das mittelalterliche Frankfurt, für die deutsche Krönungsstadt.

Von daher ist es nicht nur notwendig, sondern auch sinnvoll, über Chancen der Industriekultur in Frankfurt nachzudenken. Dabei ist das Augenmerk darauf zu richten, dass die traditionelle Messe- und Handelsstadt sich bedeutsamer Industrieansiedlungen erfreute, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten in den Hintergrund getreten sind. Es zeigt sich, dass bei der Frage der Nutzung historischer Bauten, die der industriellen Produktion unmittelbar oder mittelbar dienen, in jüngerer

Zeit die Tendenz zur Verwendung durch nicht-museale Lösungen überwiegt, um an der gegenwärtigen ökonomischen Prosperität teilzuhaben.

Dies ist aus städteplanerischen wie aus fiskalischen Gründen gegenüber nostalgischen Varianten zu bevorzugen. Zu einer vitalen Stadt passen aktive, zukunftsorientierte Formen der Nutzung. Bei dem Projekt der Route der Industriekultur sehe ich die Chancen, die in dem dafür verwendeten Kulturbegriff mit seinem weiten Spektrum liegen. Dennoch halte ich es für bedenkenswert, wenn der kulturelle Wert von Industriebauten, der sich erst in seiner ganzen Fülle durch die Retrospektive ergibt, verknüpft wird mit der Notwendigkeit einer hinreichenden gesellschaftlichen Akzeptanz in Folge einer positiven Zukunftsperspektive.

Die Industriekultur im Spektrum ihrer regionalen Ausprägungen zu betrachten und zu präsentieren, kann nur begrüßt werden. Frankfurt am Main tritt entschieden für die Stärkung der Region ein. In diesem Sinne ist auch die große Entwicklungsperspektive der Olympia-Bewerbung der Region für das Jahr 2012 zu sehen. Von daher ist auch ein solcher gemeinsamer Ansatz von Städten, die so dicht beieinander liegen wie im Rhein-Main-Gebiet, unter Wahrung der Eigenständigkeit sinnvoll.

Hinzufügen will ich einen Gedanken, der manchen in unserer Stadt noch nicht vertraut ist, auf den ich aber in meinem

Amt zunehmend hinweisen muss: die finanzielle Schiefelage der Stadt Frankfurt am Main. Alle deutschen Städte, auch das reiche Frankfurt, leben in finanziell angespannten Zeiten. Frankfurt leidet zudem unter der Widrigkeit, keine Landeshauptstadt zu sein. Da muss bei jeder städtischen Entscheidung die Frage bedacht werden: Wie wirkt sie sich auf die Finanzen der Stadt aus? Werden die Finanzen unmittelbar oder mittelbar betroffen, kurzfristig oder langfristig berührt?

Die Finanzlage lässt manches in Moll erklingen, das man lieber in Dur angestimmt hätte. Die Stadtentwicklung muss ebenso bedacht werden. Das sind zum Beispiel die Fragen der Standorte für zukünftige Wirtschaftsansiedlungen sowie für Wohnquartiere, damit Menschen nah beim Arbeitsplatz leben können. Dass die Route der Industriekultur die Beachtung der Flüsse Main und Rhein verstärken und sie dabei zu einer Allee gestalten soll, findet sicherlich allgemein Zustimmung. Es bleibt hingegen die Frage der Realisierung: Wie können die genannten Bauten integriert werden? Stehen sie in Konkurrenz zu den Naherholungsgebieten, dem aufkommenden hochwertigen Wohnungsbau, durch den die Flüsse gut zur Geltung kommen?

Ich sehe die Neuwidmung des I.G.-Hochhauses aus den Jahren 1929-31, dem Poelzig-Bau, in den lebendigen neuen Campus der Universität – ohne Verleugung der



Frankfurts Oberbürgermeisterin Petra Roth (CDU) will eine „zukunfts-offene“ Nutzung von Industriebauten. (Bild: AP)

Vergangenheit, sondern unter permanenter Vergegenwärtigung – für eine gelungene Revitalisierung eines Bauwerks. Auf dieser Art und Weise verwirklicht, begrüße ich vehement die Erneuerung von solchen Gebäuden. Das ist für mich Frankfurter Stil. Dann würden die Bauten der Route der Industriekultur von sich aus, ohne öffentliche Unterstützung, eine Kette bilden, die ähnlich attraktiv wäre wie das Museumsufer.

### ■ GASTBEITRAG

anderes zu erwarten in einer Stadt, in der Zuwanderer aus 180 Nationen leben? Frankfurt ist eine Stadt voller Energie. Sie konkurriert mit Berlin, weil Frankfurt die dynamischste Stadt Deutschlands sein will. Ohne dabei über die Milliarden Euro des Hauptstadt-Bonus zu verfügen und ohne die Fläche Berlins zu besitzen. Denn Frankfurt hat nur eine relativ kleine Grundfläche, stößt an enge Stadtgrenzen. Das sind die widersprüchlichen Merkmale dieser Metropole am Main.